

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 196. Bromberg, den 28. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(7. Fortsetzung.) ———

Als er um 12 Uhr zurückkam, war das Unglück schon geschehen.

Hatfeld berichtete ihm tiefbewegt den Vorfall.

Wie gewöhnlich, waren vormittags die meisten Offiziere in den Hof oder in die Kantine gegangen. Woltmann war zurückgeblieben. Anscheinend war es ihm auf seinem Bett zu hell gewesen. Vormittags drangen nämlich doch immer ein paar Sonnenstrahlen in das Gefängnis und spielten gerade auf dem Stück der Wand, wo Woltmanns Bett stand. Unbemerkt war er deshalb von seinem Lager heruntergestiegen und in die gegenüberliegende Ecke gegangen, wo er sich auf Hatfelds Bett gelegt hatte, das ganz im Schatten lag.

Etwa eine halbe Stunde später war ein neuer Gefangenentransport gekommen, darunter zwei Kameraden von Woltmanns Regiment. Einer von diesen war Woltmanns Zimmer zugeteilt worden. Gleich nach der Begrüßung hatte er gefragt, ob es hier auch Regimentskameraden von ihm gebe, worauf er die Antwort bekam, daß Leutnant Woltmann hier sei. Im Augenblick sei er allerdings nicht im Zimmer. — Sein Bett war leer. —

Woltmann mußte die Worte gehört haben, ohne sich aber zu melden; was völlig zu seinem Verhalten in der letzten Zeit paßte.

Sein Regimentskamerad sagte, als er hörte, daß Woltmann nicht anwesend sei:

„Ich bin froh, daß ihr mich aufmerksam gemacht habt, so daß ich ihm nicht unvorbereitet entgegentrete."

„Warum — was ist denn los mit ihm? Daß er vor kurzem seinen Vater verloren hat, weiß er ja schon. Es hat ihn sehr erschüttert."

„Daß wußte ich gar nicht. Davon haben wir an der Front nichts gehört. Wohl aber haben wir von einem anderen Kameraden, dem Freddy Hasenauer, Bericht erhalten, daß er sich mit der ältesten Tochter vom verstorbenen Seiden-Hochstätten verheiratet hat, und die war doch früher mit Woltmann verlobt! Im Regiment hat die Geschichte viel Aufsehen gemacht und ... Um Gottes willen, ist das Woltmann?"

Der Neuankömmling war einen Schritt zurückgetreten und sah mit entsetzten Augen die ausgemergelte Gestalt mit dem Stoppelbart und dem irren Feuer in den Augen von der rückwärtigen Wand auf sich zukommen.

Im nächsten Augenblick drang diese mit einem Satz gegen ihn. Die Hände krallten sich in den Hals des Neuen, und Woltmann schrie:

„Sag, daß du lügst! Du Schuft! Sag, daß du lügst!"

Die anderen warfen sich dazwischen und rissen Woltmann weg. Es war keine Kleinigkeit, ihn zu überwältigen, so rasend schlug er um sich. Schließlich mußten sie ihn binden. Anders war er nicht ruhig zu halten.

Der russische Kommandant ließ einen Krankenwagen holen und Woltmann ins Spital bringen.

Kuppelwalder hatte starke Nerven, aber Hatfelds Bericht ergriff ihn im Innersten.

„Unsere Flucht muß aufgeschoben werden. Wir gehen nicht weg, bevor ich weiß, was aus Woltmann wird."

Hatfeld nickte nur. Das war ja selbstverständlich.

IX.

Im Spital.

Woltmann war in das Gefangenenspital überführt worden. Der Leiter desselben, ein ungewöhnlich geschickter und sehr pflichtgetreuer Arzt, stellte Typhus fest und schüttelte bedenklich den Kopf.

Er widmete sich Woltmann, so viel er nur konnte, aber es kamen Wochen, in denen er jeden Tag fürchtete, daß das schwachzuckende Lebenslicht auslöschen würde.

Endlich, nach neun langen Wochen war das Ärgste überstanden. Woltmann setzte sich zum ersten Male in seinem Bett auf und sah seine eigene Hand an, als ob sie ein Stück eines fremden Körpers sei.

Sie war blutleer und wachsbleich, und die Knochen zeichneten sich durch die blasse Haut ab, als hätte man die Hand eines Gerippes mit einem Gummihandschuh überzogen.

„Und dabei ist sie doch so schwer," dachte er bei sich, als er sie erheben wollte.

Dann gab er den Versuch auf und schloß die Augen.

Ganz langsam, zögernd, kaum merkbar, machte seine Genesung Fortschritte.

„Woltmann hat keinen Lebenswillen," sagte der Arzt im dritten Monat zu Kuppelwalder, der ihn um das Befinden des kranken Freundes fragte. „Wir müssen abwarten, wie er sich entwickelt. Er macht mir auch heute noch schwere Sorgen. Daß die nicht gestorben ist, ist mir ein Rätsel. Daß die Genesung so langsam geht, ist mir keines. Ich wünschte, daß es mir glückte, in ihm den Wunsch zum Leben wachzurufen. Gelingt es nicht, dann fürchte ich noch immer das ärgste."

Woltmann konnte nun schon Gehversuche im Krankenhaussaal machen. Er ging, unterstützt von einem Wärter, vom Bett bis zum Tisch in der Mitte. Die Strecke war etwa fünf Schritte. Dann war er erschöpft und sank in den Stuhl. Dort saß er und gab auf keine Frage eine Antwort.

Der Spitalleiter besprach sich mit dem Assistenzarzt.

„Denk' doch einmal nach. Vielleicht findest du ein Mittel, um Woltmann aufzurütteln."

Der junge Arzt war einer von jenen ehrgeizigen Medizinern, die es als persönliche Beleidigung empfinden, wenn eine Krankheit gescheiter sein will als sie. Er war imstande, mit einer verbissenen Wut und mit einem verblüffenden Scharfsinn gegen eine Krankheit zu kämpfen; nicht um den Patienten zu retten, aber um der Krankheit zu zeigen, daß er klüger war als sie.

Er nahm sich des Falles an und studierte ihn. Er besuchte sogar Kuppelwalder. Dabei hörte er die Geschichte von Woltmanns Verlobung.

Am nächsten Tag sagte er zum Spitalleiter:

„Ich glaube, daß ich ein Mittel gefunden habe, um den Fall Woltmann zu erledigen. Aber es ist eine Roßkur."

„Mach', was du willst. Ich weiß mir doch keinen Rat mehr."

So kam es, daß Woltmann, als er aufwachte, neben sich auf dem Nachttisch das goldene Medaillon fand, das er bis zu seiner Einlieferung ins Spital an einem Kettchen um den Hals getragen hatte.

Dort hatten die Sanitätssoldaten es gefunden und nicht gestohlen, sondern in die Kanzlei gebracht. Der Assistenzarzt hatte es geöffnet und den schönen Kopf Hermas darin gesehen.

Ganz richtig schloß er, daß die Photographie jenes Mädchen darstellte, das erst mit Woltmann verlobt gewesen war und dann einen anderen geheiratet hatte.

So war ihm der Gedanke gekommen, ein verzweifeltes Mittel zu gebrauchen, um die Lebensgeister Woltmanns wachzurufen.

Er ließ das Medaillon geöffnet neben dem Bett Woltmanns liegen und gab Auftrag, ihn sofort zu rufen, wenn Woltmann aufwachen und es sehen würde.

Bald darauf kam der Wärter und meldete:

„Leutnant Woltmann sitzt im Bett und hat das Medaillon in der Hand."

Der Assistenzarzt eilte im Laufschritt zum Saal. Dann trat er langsam und gleichgültig ein und schlenderte zwischen den Bettreihen durch.

Ganz als ob es zufällig sei, blieb er bei Woltmann stehen.

„Was hast du denn da?"

Woltmann sah auf und antwortete nicht.

„Zeig' mir das Bild doch!"

Über das Gesicht Woltmanns flog ein Schatten. Dann reichte er ihm gleichgültig das Bild.

„Herrgott — ist das ein hübscher Kopf! Deine Braut, deine Liebste oder deine Frau?"

Erst schien es, als ob Woltmann wieder nicht antworten wolle. Dann stieß er kurz und bitter hervor:

„Als ich wegging, war sie meine Braut. Jetzt ist sie die Frau eines anderen."

Der Assistenzarzt pfiff durch die Zähne. Dann gab er ihm das Medaillon etwas leichthin zurück.

„Weiberlaunen!" sagte er und ging weg.

Nach ein paar Schritten drehte er sich um, als ob er etwas vergessen hätte, und kam zu Woltmanns Bett zurück. Der hob etwas erstaunt die Augen.

„Weißt du, ich an deiner Stelle möchte mir über so etwas nicht den Kopf zerbrechen. Gewöhnlich sind's die Frauen gar nicht wert. Eine Zeitlang tut's ja weh. Aber das geht vorüber. Und wenn es gar zu lange dauert, dann gibt's ein ausgezeichnetes Mittel! Man zeigt der Schönen, daß man der Stärkere ist! Wie, das ist ja gleichgültig. Es gibt hundert Wege dazu. Dann kommt die Genugtuung von selbst. Denk' einmal nach, ob ich nicht recht habe!"

Woltmann sah ihm ernst und unbeweglich nach.

Nach einiger Zeit klappte er das Medaillon zu und legte es weg. Dann schloß er die Augen.

Noch am selben Tage machte er die Wanderung vom Bett bis zum Tisch ohne Hilfe.

Fünf Tage später ging er zum ersten Male in den Hof hinunter.

Der Assistenzarzt beobachtete ihn von einem Fenster aus und war riesig stolz auf seinen Erfolg.

Woltmann durchlebte einen Werdegang, der ihn veränderte. Noch war er sich selbst nicht klar darüber, daß in ihm Tag für Tag ein neues Gefühl wuchs und sein Denken bis in die äußersten Verzweigungen zu durchsetzen begann.

Manchmal sah er vor sich das Gesicht von Hasenauer, und es verzerrte sich zu einer Fratze. Er schloß die Augen, das Blut stieg ihm zu Kopfe, und seine Finger packten die harte Stuhllehne. Wenn er ihn jetzt vor sich gehabt hätte, er hätte ihn zerrissen, in Stücke zerfetzt.

Dann wachte er müde aus den Gedanken auf und kam zur Erkenntnis seiner Ohnmacht.

Die Ärzte wunderten sich und freuten sich, daß seine Wiederherstellung nun Fortschritte machte, und es war ihnen ganz gleichgültig, welche Gefühle denn eigentlich so stark gewesen waren, um diesen eigensinnigen Kranken vom Rand des Grabes wegzureißen. — —

Langsam nahm Woltmanns Gedankengang fester gefügte Bahnen an. Es war doch wertlos, sich an zügellosen und undurchführbaren Rachephantasien zu berauschen. Niemand konnte heutzutage einen persönlichen Feind mit den Händen in Stücke reißen. Das erlaubte die Neuzeit nicht mehr. Früher, ja, da kämpfte man noch mit körperlichen Waffen, wenn man haßte. Oder man folterte seinen Gegner ein paar Tage.

Heute war man gemeiner! Heute gebrauchte man die raffinierten Mittel der Kultur, um jemanden zu vernichten oder zu quälen. Das dauerte länger und verwundete schmerzlicher.

Woltmann lachte bei dem Gedanken hell auf.

Es war das erste Mal, daß ihn jemand im Spital lachen gehört hatte. Der Wärter meldete es den Ärzten, und diese sandten ihm am nächsten Tage einen Band von Wolzogens Militärhumoresken. Beinahe hätte er damals zum zweiten Male gelacht!

Immer klarer ordneten sich in seinem Gehirn die Gedanken. Immer schärfer umrissen formten sich in ihm neue Richtlinien.

Vor allem mußte er seine Gesundheit und Kraft wieder erringen. Alles weitere hing von dieser Grundbedingung ab. —

Bisher hatte ihn der Haß auf den Lebensweg zurückgeführt, ohne daß er es wußte. Nun wußte er, was es war — und half zielsicher mit. Zuerst dehnte er seinen Spaziergang im Zimmer von fünf auf acht Minuten aus, dann auf zehn, dann auf zweimal zehn Minuten, und nach vierzehn Tagen konnte er schon dreiviertel Stunden ohne Unterbrechung in den Gängen marschieren. Freilich den Stock durfte er noch nicht zurücklassen. Als natürliche Folge nährte er sich nun besser, und die Wechselwirkung von Nahrung und Übung bewirkte rasche Fortschritte.

Aus Woltmanns Menschenverachtung ragte turmhoch eine Gestalt heraus — Hasenauer. Das war sein Feind, den er brechen mußte. Immer wieder stieg ihm das Blut zum Kopf, wenn er an ihn dachte. In Stücke reißen!? Lächerliche Phantasien! Wozu war er denn Bankmann und reich? Hasenauer war doch auch Bankmann. Dort lag das Schlachtfeld. Und Woltmanns Denken verlegte sich in sein Fach zurück. Nicht mehr als Fach, sondern als Waffe sah er seinen Beruf. Systematisch begann er Situationen aufzubauen, die ihn mit Hasenauer ins Treffen führten. So wie seinerzeit im Dienstjahr beim Militär manchmal Übungen auf dem Papier gemacht worden waren, bei denen ausgeklügelte Situationen ausgefochten werden mußten, so ersann Woltmann nun Situationen auf dem Schlachtfeld der Finanzen. Was dort die Granaten und Schrapnells waren, waren für ihn der Wechsel und die Aktie, und mit dem übernatürlich geschärften Blick des von einer Idee Besessenen ahnte er ein Chaos voraus, das nach dieser Bluthölle kommen mußte. Was für ein Chaos, das wußte er nicht. Vielleicht war es so wie in den Jahren 1870 und 1871. Aber jedenfalls bewegte Zeiten würden kommen, bis das Pendel der Weltwirtschaft wieder gleichmäßig tickte.

Und bewegte Zeiten waren das, was er zu seinen Plänen brauchte. Da konnte man den Feind in eine gewaltige Falle locken. Besonders Hasenauer, der ja eine Spielernatur war. Woltmann schmunzelte bei dem Gedanken, und ihm selbst unbewußt trat sein Haß in einen neuen Abschnitt.

Er wurde kalt, berechnend.

Er hatte ja Zeit. Bei der ganzen Sache war ja wirklich keine Eile.

Menschenverachtung und Haß erstarrten in ihm zu einem Götzenbild, dem er seine Opfer würdig bringen wollte.

Seine erste Arbeit mußte die Vernichtung Hasenauers sein, und die konnte warten. Sie traf ja viel härter, wenn sie nach Jahren der Sicherheit kam. So hatte Woltmanns Leben ein Ziel bekommen, das er nun in aller Ruhe verfolgen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder.

Skizze von K. Hüter-Kretzschmer-Dresden.

„Ich wollte nur mal nachfragen, Herr Schuppert . . .“ erklang eine bescheidene Stimme.

„Nischt, Fräulein, hat gar keinen Zweck, daß Sie kommen; kein Mensch kauft heutigen Tages was, es müßte schon ein Wunder geschehen.“

„Besten Dank, Herr Schuppert, entschuldigen Sie die Störung.“ Das kleine Fräulein im zitronengelben Kleide verschwand in einem Sonnenstrahle, der durch die Öffnung der schweren Eichentüre auf Schupperts Platz am Schalter fiel. Genau so war vorhin der Schmetterling, der auf der Elbterrasse vor ihm hergeschaukelt war und ihn neugierig bis in den Kunstverein begleitet hatte, wieder davon geflattert.

Auf der Treppe des Kunstvereins bot ein Verkäufer Sträußchen von gelben Sumpfdotterblumen und Vergißmeinnicht feil. Der Schmetterling hatte nachdenklich seine Flügel auf- und zugeklappt und sich auf eine Sumpfdotterblume gesetzt, bevor er sich zum Fluge über die glitzernden Wasser der Elbe entschloß. Die Kleine aber steckte ihr Näschen in einen Vergißmeinnichtstrauß.

„Zehn Pfennig sind eigentlich zu viel dafür“, überlegte sie, aber die Sonne zwinkerte ihr Mut zu; der Himmel meinte, das Blau stünde ihr gut, und die Berge hinter der Brücke lächelten sanft zu ihrer Verschwendung.

Aber die Kleine auf der Treppe schien das Locken und Lächeln der Sonne, des Himmels und der Berge gar nicht zu empfinden. In sich versunken stand sie da, als empfänge sie plötzlich einen Ruf aus der Ferne, als lausche sie einer Verkündigung, als reiften ihre Sinne einem geheimen Auftrage entgegen. Ein paar Augenblicke nur waren es, aber sie ließen sie plötzlich umkehren und wieder hinein in die kalte steinerne Eingangshalle an den Schalter gehen. Herr Schuppert pflegte in dieser frühen Stunde seine Morgenzeitung zu lesen. Er beachtete das Kommen des Mädchens diesmal gar nicht und brummte nur ungeduldig: „Bitte schön?“

„Verzeihen Sie“, sagte das zitronengelbe Geschöpf, das diesmal zum Überfluß einen Vergißmeinnichtstrauß in der Hand hielt, „würden Sie mir wohl mal sitzen?“

Herr Schuppert glaubte nicht recht zu hören. „Wie, bitte?“ fragte er und schob, um seine Zweifel zu bekräftigen, die Hand hinter das rechte Ohr.

„Ich möchte Sie gern malen“, wiederholte das kleine Ding, diesmal schon bedeutend naseweiser. Herr Schuppert war nun zwanzig Jahre Kassierer im Kunstverein; keiner von all den Malern, mit denen er zu tun gehabt, hätte je ein solches Ansinnen an ihn zu stellen gewagt.

„Ich bin kein Modell“, erwiderte er. Sein Brustkasten hob sich dabei stolz und gewaltig, und es dröhnte wie ein heranziehendes Gewitter in der Halle.

„Das weiß ich“, sagte die Kleine, „ich könnte Sie auch gar nicht bezahlen.“

„Wie käme ich also dazu, Ihnen zu sitzen?“ brummte Schuppert und dachte dabei heimlich, daß nicht viele Männer einen so langen weißen Bart hätten wie er.

„Es ist mir eben erst draußen auf der Treppe eingefallen, daß ich Sie schrecklich gern malen möchte“, und wie zur Bestätigung ihrer Gedanken legte sie den Vergißmeinnichtstrauß auf die Morgenzeitung. Herr Schuppert sah auf die Blumen, und die Blumen sahen ihn an. Es waren so schöne hübsche blaue Sternchen. Als sein Peter noch klein war, blühten viele von ihnen in ihrem Schrebergarten. „Also wann soll es denn losgehen?“ knurrte der Alte auf einmal freundlicher.

„Morgen nachmittag um fünf, Ostbahnstraße 3, vier Treppen bitte, es steht Ilse Wolf an der Türe.“ Wie aus der Pistole geschossen kam das alles heraus.

„Na schön, Fräulein“, nickte Herr Schuppert huldvoll Gewährung. In ihrer Verwirrung ließ die Kleine den Strauß auf der Zeitung liegen. „He, Fräulein, Sie haben etwas vergessen!“ Aber sie war schon wieder draußen in der Sonne. — —

Herr Schuppert keuchte die vier Treppen hinauf. „Mich alten Mann hier herauf zu jagen!“ schimpfte er.

„Bitte nicht umsehen!“ begrüßte ihn die Kleine, die in ihrem fleckigen Malkittel aber auch gar nicht mehr an den zitronengelben Schmetterling erinnerte. „Ich räume nur einmal in der Woche auf; bitte nehmen Sie hier Platz, ich mache erst eine Kohlenzeichnung.“

Herr Schuppert saß musterhaft. Nicht umsonst hatte er bei den Gardeschützen „Stillgestanden!“ exerziert. „Nicht so steif!“ rief die Kleine, „Sie können sich ruhig mit mir unterhalten.“ Herr Schuppert wußte nicht, wer angriffslustiger war, ihre Zunge oder der Stift in ihrer Hand.

„Das genügt für heute“, sagte sie nach einer Weile und bestellte Herrn Schuppert für den nächsten Tag. Etwa eine Woche lang kämpfte sich Herr Schuppert von nun an täglich die vier Treppen hinauf. Es war doch ein rostig gewordenes altes Ding, dieses Herz. Aber nun war morgen die letzte Sitzung.

Als es am nächsten Nachmittag bereits halb sechs war, horchte Ilse Wolf besorgt, ob sich die schlürfenden Schritte Schupperts noch immer nicht hören ließen. Drei weitere Nachmittage wartete sie vergebens, dann ging sie zum Kunstverein. An der Kasse saß ein fremder junger Mann: „Herr Schuppert ist vor drei Tagen gestorben.“

„Danke“, sagte Ilse Wolf und blieb wieder draußen auf der Treppe stehen. Es ward ihr beim Anblick des ewig fließenden Wassers auf einmal so bange ums Herz. Zu Hause angekommen, nahm sie Schupperts Bild von der Staffelei; sie mochte es nun nicht mehr sehen. Irgendwie hatte sie einen Freund verloren an dem Alten. — — —

— — „Es wäre nun wirklich an der Zeit, daß ein Wunder geschähe“, sagte Ilse Wolf eines Tages und zählte ihre Barschaft. Aber klopfte es da nicht an der Türe?

„Fräulein Wolf selbst?“ fragte ein Herr, der fast wie ein Ausländer aussah. — „Selbst“.

„Ich möchte mir eine Frage erlauben. Man hat mir gesagt, daß Sie den verstorbenen Herrn Schuppert gemalt haben.“

„Ja“, sagte Ilse, „aber er ist nicht ganz fertig geworden.“

„Lassen Sie mich das Bild sehen!“ meinte der Fremde. „Ich bin sein einziger Sohn Peter aus San Francisco. Vor 15 Jahren ging ich nach Amerika; zum ersten Male in seinem letzten Briefe klagte mein Vater über sein Befinden. Da entschloß ich mich, die lange geplante Reise nach Deutschland auszuführen, aber es war schon zu spät. Ich besitze kein Bild von meinem Vater, würden Sie mir dieses Bild hier käuflich überlassen?“

Welche Bewandtnis hatte es mit den Tränen, die der jungen Malerin bei seiner Frage über die Wangen schossen? „Verzeihen Sie“, sagte sie, „es ist gar nichts.“ Und mit einer Handbewegung forderte sie ihn auf, sich ruhig des Bildes zu bemächtigen. Da nahm Schupperts Sohn es behutsam in seine breiten Arme und trug es die vier Treppen hinunter in das wartende Auto.

Aber als er sie mit Schupperts Bild verlassen hatte, war es Ilse Wolf auf einmal, als säße der Alte ihr wieder gegenüber und schaue sie gütig und weise, ja fast verklärt an und als sage er mit einer ganz anderen Stimme als damals am Schalter: „Es müßte schon ein Wunder geschehen, Fräulein.“ Auf dem Tische vor Ilse Wolf lagen zwei Hundertdollarnoten. Der alte Schuppert hatte sie gesandt.

Vom Warten.

Von Franz Mahlke.

Es gibt nicht wenige, die warten auf — das Glück. Das Glück will nicht erwartet, es will erkämpft sein.

*

Ein Wartender ist nie ganz allein. Man kann es ihm vom Gesicht ablesen, ob die Freude, die Verzweiflung, die Hoffnung die Stunde mit ihm teilt.

*

Wer der Ungewißheit einer schicksalbestimmenden Entscheidung lächelnd entgegenwartet, der steht nicht mehr im, der steht über dem Leben.

*

Wen ein Zuhause erwartet, der ist auch in der Fremde nicht allein. Jeder Abschied ist der erste Heimkehrschritt auf der Gedankenbrücke der Liebe.



Der gestörte Schlangenfraß.

Zum Ärger aller Werkbesitzer in West Boylstone im Staate Massachusetts, die ihren Strom von der Neu-England-Kraftgesellschaft beziehen, standen kürzlich alle Betriebe still. Die Ursache war ein Raubvogel. Dieser hatte sich eine etwa einen halben Meter lange Schlange gefangen und nach einem Platz gesucht, wo er sie gemütlich verspeisen könnte. Da er mit den technischen Einrichtungen der Stadt anscheinend nicht recht vertraut war, so setzte er sich auf den blanken Draht einer Hochspannungsleitung. Dabei berührte die herabhängende Schlange einen anderen Draht. Die Folge war ein heftiger Kurzschluß, der den ganzen Bezirk stromlos machte. Die zur Behebung ausgeschickten Arbeiter fanden die verbrannten Überreste des Falken und seiner Beute.

Eine Hochzeitsfeier ohne Brautpaar.

Die gute, alte mecklenburgische Sitte, bei einer Hochzeit das ganze Dorf einzuladen, wollte kürzlich ein junger Ehestandsanwärter in Rambow abschaffen. Aber er hatte die Rechnung ohne die Dorfbewohner gemacht, die damit keineswegs einverstanden waren und schließlich den Vorschlag machten, zur Abhaltung einer Kaffeetafel mit Musik beizusteuern. Auch dieser Vorschlag wurde von dem Bräutigam abgelehnt. Man beschloß deshalb, auf eigene Rechnung eine sogenannte „güste Hochzeit" zu veranstalten, bestellte die Musik, bereitete das Hochzeitsmahl und richtete im Dorfkrug die Hochzeitstafel her. In festlichem Aufzug begaben sich alle Teilnehmer zum Hochzeitshaus, um dem jungen Paare das Geleit zur Kirche zu geben. Dieses war schriftlich zur Teilnahme an dem Dorfschmaus eingeladen worden. Das Brautpaar ließ sich aber nicht beirren und fuhr in das nächste Dorf, um sich dort trauen zu lassen. Dessen ungeachtet formierten die Dorbewohner sich zum Hochzeitszug, dem ein Plakat vorangetragen wurde, auf dem das Brautpaar abgebildet war. Man marschierte dann zum Gasthof, wo getafelt und getanzt wurde. Ob das junge Brautpaar allerdings im Dorfe glücklich werden wird, mag dahingestellt bleiben.

Vergessene Munitionslager im Hochgebirge.

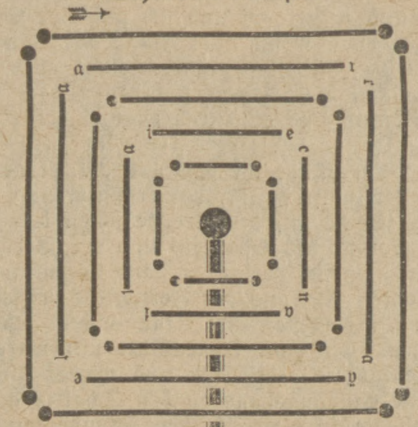
Aus Meran wurde dieser Tage gemeldet, daß der Bergführer Crapelli bei einem Aufstieg ins Hochgebirge durch eine aus dem Kriege stammende Granate zerrissen worden sei. Crapelli war unbewußt auf einen Munitionsstapel geraten, der, von einer während des Krieges an einer Stelle eingebauten österreichischen Berghaubitz-Batterie zurückgelassen und unter Geröll verschüttet worden war. Obwohl nun schon so viele Jahre nach Beendigung des Krieges verflossen sind, drohen den Bergsteigern und Touristen in den Gegenden, in denen sich vier Jahre hindurch der Gebirgskrieg abgespielt hat, auch heute noch viele Gefahren. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man die Zahl der noch im Kriegsgebiet vorhandenen Granaten auf mehrere hunderttausend schätzt. Man muß dabei berücksichtigen, daß eine Reihe von Munitionsdepots absichtlich versteckt errichtet wurden. Die Kenner dieser Stellen sind entweder gefallen oder aber sie haben bei dem plötzlichen Waffenstillstand 1918 nicht mehr Zeit und Gelegenheit gehabt, die Depots zu entleeren. Viele mögen auch überhaupt vergessen worden sein. Da alle derartigen Depots auf den Kriegskarten nicht eingetragen waren, hat man bis jetzt nur verhältnismäßig wenig auffinden und entladen können. Die italienische Heeresverwaltung hat sogar eine eigene Kontrollstelle eingerichtet, die systematisch die alte Kriegsmunition beseitigen sollte. Solange man sich in tiefer gelegenem Gelände befand, ging die Arbeit verhältnismäßig leicht vor sich. Noch im Jahre 1930 konnten über 300 Tonnen Munition gefunden und zerstört werden. Aber bereits 1931, als man in die Höhen zwischen 2000 und 3000 Meter gelangte, hat man nur noch die Hälfte des Vorjahres erreicht. In diesem Jahre suchen die Kolonnen in Höhen von 4000 Metern und haben fast nichts gefunden. Immerhin ist es gelungen, einige große Munitionslager festzustellen, wenn auch noch nicht zu entladen. In der Adamello-Gruppe hat man in einer Höhe von 3000 Metern noch ein Lager von über 1000 Granaten gefunden. Über den Schneefeldern der Nartanello und auf dem Monte Fumo hat man mehrere tausend schwerkalibrige Granaten entdeckt, auf dem Monte Matteo mehrere tausend Tonnen Patronen für Gewehre und Maschinengewehre. Die staatliche Suchstelle hat an die Touristen Warnungen ergehen lassen und das gefährliche Gebiet auch als solches kenntlich gemacht. Aber an vielen Stellen lauert noch der Granatentod. Ein Steinschlag oder der Hieb eines Pickels, ein starker Stoß eines Bergstocks kann sofort neue Explosionen herbeiführen. Deswegen sei allen Touristen, namentlich der Adamello-Gruppe, größte Vorsicht angeraten.



Rätsel-Ecke



Scheiben-Rätsel.



Die kleinen, so wie die größeren Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß (zur Mitte zu lesen) Rufnamen (männl. od. weibl.) entstehen. Sind es die richtig. Namen, so wird in der Richtung der großen Punkte und von oben herum nach links oben gelesen, eine Stadt in Bayern genannt.

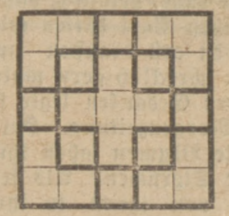
*

Reimergänzungs-Rätsel.

Du mußt im Leben dich wacker — ⌣,
Denn rasch verfliegen die Mi — ⌣;
Und hast du nicht schnell dich zur Arbeit
ge — ⌣,
So werden aus den Minuten — ⌣
Aus — ⌣ Tage, aus Tagen ein —,
Aus — ⌣ ein Leben, das müßig —.

*

Doppelviereck-Rätsel.



Die 5 Wörter
Degen, Halle, Erwin, Anker, Ilias
sind in anderer Reihenfolge in vorstehendes Schema einzutragen.

Bei richtiger Lösung machen dann die durch feste Umrahmung hervorgehobenen Buchstaben in Form eines auf der Spitze stehenden Quadrates, mit dem Mittelbuchstaben der ersten Querzeile begonnen und von links nach rechts herumgelesen, ein erfreuliches Erntegeschäft namhaft.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.